

Allan Janik

**Kulturelle Voraussetzungen für wissenschaftliche Leistungen –
Wissenschaftliche Voraussetzungen für kulturelle Entwicklung –
am Beispiel Österreichs
Bemerkungen zum wissenschaftlichen Neuen
und seinem Umfeld um 1900 und Jetzt**

Was für eine Beziehung gibt es zwischen Kultur und Wissenschaft bzw. wie kann die Beziehung zwischen Kultur und Wissenschaft sich entwickeln? Die Antwort zu beiden Fragen handelt sich um die Kreativität und das kreative Milieu. Wien um 1900 bietet uns ein Beispiel, das die erste Frage einleuchten kann, das Innsbrucker Forschungsinstitut Brenner-Archiv liefert ein Modell als Antwort zur zweiten.

**I. Kulturelle Voraussetzungen für Wissenschaftliche Leistungen –
am Beispiel Wien um 1900 als kreatives Milieu**

Wissenschaftliche Leistungen verlangen im normalen Fall ein kreatives Milieu im Hintergrund. Es ist wahr, dass ein Ramnujan zu großen Entwicklungen in der Mathematik ganz allein gelangen konnte, aber große Entdeckungen von vereinzelt Forschern sind Ausnahmen – etwas, das die algorithmische Natur der Mathematik erlaubt, aber in anderen Fächern kaum möglich ist.

Was hat Wien zum kreativen Milieu werden lassen? Wenn wir von einer Erläuterung der Begriffe Kreativität und kreatives Milieu ausgehen können wir diese Frage am klarsten beantworten. Was ist denn ein kreatives Milieu?

A. Das kreative Milieu

Um das kreative Milieu im Allgemeinen zu verstehen, müssen wir den Kreislauf von Ideen, d.h. ihr Werden und Vergehen, in Betracht nehmen. Die Entwicklung von Ideen hat vier Etappen¹:

1. Eine neue Idee wird erfunden. Dieser Vorgang ist metaphorisch und ist deswegen eigensinnig und unlenksam, wie Sir Karl Popper vor allem betont hat: Gassendi bildet eine empirische Theorie für die Erklärung von chemischen Erscheinungen im 17. Jahrhundert. Die Theorie findet keinen Anklang unter Wissenschaftler.

2. Die entwickelte Idee wird bedeutend: Dalton überzeugt die aufkommende „scientific community“, die – unter anderem durch das Scheitern der Anwendung von konkurrierenden Theorien – „offener“ dem Atomismus gegenüber war als Gassendis Zeitgenossen, die atomare Theorie aufzugreifen. Sie wird die Basis der Chemie von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Manchmal muß

¹ Siehe Albert Danielsson, On Creativity and Development. In: Kreatives Milieu. Wien um 1900. Hrsg. Emil Brix und Allan Janik. Wien & München, 1993, S. 15-25. Diese Analyse weicht in einem wesentlichen Punkt von Professor Danilessons ab: Um bedeutend zu werden, ist die Entwicklung einer Entdeckung nicht unbedingt notwendig. Die Aufnahmefähigkeit der Gesellschaft kann sich ändern. Es ist eine Leadership-Funktion genau diese Entwicklung zu ermöglichen. Daher stehen hier vier anstatt fünf Stadien in der Entwicklung einer Idee.

des Neue weiter entwickelt werden, um sich in der „scientific community“ zu behaupten, aber das ist nicht immer so, wie das angeführte Beispiel zeigt.

3. Der Einfluss der Idee nimmt ab: Durch die Entdeckung der subatomaren Teilchen wird Daltons Modell zunehmend für vereinfacht gehalten.

4. Die Idee stirbt. Daltons Modell des Atoms wird endgültig überholt.

Der zweite Punkt betrifft das kreative Milieu: Jemand muss es ermöglichen, dass der wertvolle Charakter der Innovation anerkannt wird. Ein kreatives Milieu ist daher eine Umgebung worin das wertvolle Neue entsteht und anerkannt wird. Letzteres bezieht sich auf die Rolle der geistigen Führung (leadership) in der Gesellschaft.

B. Das kreative Milieu hat normalerweise mindestens vier Kennzeichnungen

1. Es ist friedlich, stabil und groß genug, um konkurrierende Auffassungen unterzubringen. Dieser Friede und die Stabilität verleihen seinen sozialen Einrichtungen und seinen symbolischen Systemen eine bestimmte Kontinuität. Der Friede und die Stabilität erlauben die Bildung von Traditionen.

2. Ein kreatives Milieu muss reich genug sein, um die Entstehung und Institutionalisierung von wertvollem Neuen zu ermöglichen.

3. Ein kreatives Milieu muss eine institutionalisierte Weisheit besitzen. Diese kollektive Weisheit hat wiederum drei Aspekte:

i. Sie muss Spielraum für die Entwicklung von kreativen Individuen schaffen, d.h. offen zu ihnen und ihren Konflikten sein. Wer kreativ ist kann von vornherein nicht bestimmt werden: Es ist nicht immer möglich die echten Kreativen von den Spinnern genau zu unterscheiden. Deswegen muss jede Gesellschaft, die Kreativität fördern will, einigermaßen tolerant sein. Die Kreativen müssen, wie die Dramatiker der Antike die Möglichkeit haben mit einander zu konkurrieren.

ii. Die institutionalisierte Weisheit muss kulturelle Führung (leadership) leisten. Sie muss den Charakter des gelungenen Mäzenatentums haben, d.h. sie muss fähig sein, das wertvolle Neue anzuerkennen und deren Erfinder sowohl geistig als auch finanziell zu unterstützen, dadurch, dass sie eine Brücke zwischen dem Herkömmlichen und dem Neuen baut, wie z. B. die Renaissance Fürsten es getan haben.

iii. Die institutionalisierte Weisheit in einer Gesellschaft muss die kollektive Erfahrung in der Gesellschaft kennen und entwickeln, d.h. sie muss die Traditionen der Bildung, die die Standards der Fertigkeit und „Excellence“ über Generationen kennen, fortführen, d.h. Schulen, das Verlagswesen, kritische Zeitschriften, Kunstvereine usw. pflegen.

4. Ein kreatives Milieu muss eine Heimat für kreative Individuen sein. Sie muss sich dort wohl fühlen – was nicht bestimmte Formen von Entfremdung ausschließt: Eine Hass-Liebe Beziehung zu einer Ortschaft kann auch zur Quelle der Kreativität bei bestimmten Personen führen.

Wie finden wir diese Kennzeichen des kreativen Milieus in Wien um 1900?

C. Wien um 1900 als kreatives Milieu²

1. Wien um 1900 war die Hauptstadt eines Reiches mit 50,000,000 Einwohner. Als solche war es gleichzeitig das politische, militärische und finanzielle Zentrum der Habsburger Monarchie und ein Magnet für die Ehrgeizigen Mitteleuropas. Von der totalen Anzahl der kreativen Wiener sind nur wenig in Wien auf die Welt gekommen. Das Fin de Siècle in Wien war vorwiegend friedlich und stabil. Zwischen 1848 und 1914 war Wien trotz Kriege mit Dänemark und Preußen kaum davon berührt. In ähnlicher Weise war es trotz aller Konflikte der Nationen politisch durchaus stabil.

2. In der Zeit zwischen 1860 und 1900 in Wien in Zusammenhang mit der Industrialisierung der Monarchie und der Liberalisierung der Gesellschaft entstand sowohl großer Reichtum als auch großer Zuwachs der Bevölkerung. Enorme Geldsummen wurden in Wien konzentriert. Mit niedrigen Steuersätzen und einem starken Bedürfnis in der bürgerlichen Bevölkerung, sich als staatstragende Klasse zu legitimieren, stand dieser Reichtum der Kultur – und der Wissenschaft – zur Verfügung. So wurde das Fin de Siècle finanziert.

3A. Diese Entwicklung zog begabte Menschen jeder Art nach Wien, dessen Einrichtungen wie die Universität und das Presse- und Verlagswesen im Umbruch waren und daher Möglichkeiten für ehrgeizige Einwanderer boten. Hervorragende Bildungseinrichtungen wie das humanistische Gymnasium belieferte seine Schüler mit einer soliden Grundlage für geistige Tätigkeiten aller Arten – einschließlich wissenschaftliche wie, z. B. Erwin Schrödinger immer betonte. Besitz und Bildung waren die Säulen des Erfolgs und die Quelle des Prestiges in einer Gesellschaft, worin geistige Leistung die Rolle der Extremsportlerischen Leistung heute spielte. Die liberale Atmosphäre in Wien um 1900 schuf eine „offene Gesellschaft“ für die Kulturschaffenden.

3B. Das Bürgertum mit den assimilierten Juden im voraus³ bildete sich in kleinen Kreisen, den Salons, die als eine kulturelle Führung funktionierten, d.h. als Entdeckungs- und Vermittlungsort für kulturelle Entwicklungen. Hier wurde Begabung entdeckt und gefördert. Das großbürgerliche Palais war ein Zentrum kultureller Tätigkeit. Man muss nur an die Salons der Familie Gomperz-Wertheimstein oder Wittgenstein in dieser Hinsicht denken. Auch die Wissenschaft spielte hier eine Rolle wie die Entwicklung der Akademie der Wissenschaften in der Zeit zeigt. Obwohl diese Einrichtung öffentlich war, wurde sie heftig von Großbürgern unterstützt.

3C. Diese kulturelle Führung pflegte die Institutionalisierung der „conditions of excellence“ und sorgte für die finanzielle Unterstützung von Begabungen aller Arten.

4. Wien wurde zur Heimat verschiedenster kulturschaffender Menschen: Hermann Bahr und andere Künstler der „Moderne“ entwickelten eine ganz bestimmte Wiener kulturelle Identität: Jung Wien entsteht. Karl Kraus taucht als nörgelnder Anti-Wiener von Beruf auf: Er war nie zufrieden mit Wien aber undenkbar anderswo.

Wenn es eigenartig klingt, dass man in diesem Zusammenhang sich auf Entwicklungen im Bereich Kunst und Literatur in einer Diskussion der Wissenschaft konzentriert, muß man nur daran denken, wie eng Technik und Kunst im 19. Jahrhundert verbunden waren. Man muss nur an den ursprünglichen Namen des heutigen Museum für angewandte Kunst denken: Das Museum für Kunst und

² Vgl. Allan Janik, Kreative Milieus. Der Fall Wien. In: Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne. Hrsg. Peter Berner, Emil Brix und Wolfgang Mantl. Wien, 1986. S45-55.

³ Siehe Steven Beller, Vienna and the Jews 1867-1938, Cambridge, 1989.

Industrie oder an die Tatsache, dass die Kuppel des Secessionsgebäudes „ein technisch-künstlerisches Meisterwerk“⁴ war. Christian Hantschk betont die enge Beziehung zwischen Technik und Kunst im Denken des Gründers jenes Museums Rudolf von Eitelberger:

Seine Absicht, mit einem Museum Architektur, Bildhauerkunst und Kunstgewerbe sowie Kunsttechnik zu fördern, mit Fachschulen in den österreichischen Ländern den gewerblichen Unterricht und mit einer chemisch-technischen Versuchsanstalt die wissenschaftlich Forschung auf dem Gebiet der Kunstindustrie zu beleben wird 1864 provisorisch und 1871 definitiv mit dem „Museum für Kunst und Industrie“ verwirklicht... Für die Entwicklung des österreichischen Fachschulwesens bleiben die Ideen Eitelbergers von bleibendem Wert... Der Gedanke der „Humanisierung der Technischen und industriellen Revolution mit Hilfe der Kunst“ ist Eitelbergers Verdienst und stellt heute einen aktuellen Bezug zu seinen museal-wissenschaftlichen Reformbestrebungen dar. „Mit Hilfe ihrer Erkenntnisse und Einsichten war es gelungen, die einander ausschließenden Bereiche von Wissenschaft, Technik und Industrie mit der Kunst in eine positive Verbindung, zu einer Synthese zu bringen“. [Zit. nach W. Mrazak, Kunstindustrie, Kunstgewerbe, Kunsthandwerk, in: R. Feuchtmüller, Kunst in Österreich, S 86)]⁵

Man könnte kaum einen klareren Beweis für die Relevanz der Diskussion über die Bedeutung der allgemeinen kulturellen Kreativität für die Entwicklung der Wissenschaft in Wien um 1900 liefern. Die starke Allgemeinbildung der Zeit und die gleich starke kulturell Führung des aufstrebenden Bürgertums mit seinem Drang nach Integration der verschiedenen Arten des Wissens bildeten den Hintergrund für die hervorragenden wissenschaftlichen Entwicklungen in Wien um 1900 in Gebieten wie Philosophie, Physik, Medizin, Rechtstheorie, Wirtschaftswissenschaft, Psychiatrie, Soziologie usw.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung könnte man den Blick auf die Möglichkeiten lenken, die die Wissenschaft heute hat, kulturelle Entwicklung zu lenken und zwar als Antwort auf das Problem der Zukunft der Geisteswissenschaften heute. Da die Geisteswissenschaften am meisten Probleme mit der Anpassung an die neuen wirtschaftlich orientierten Universitätsstrukturen in Österreich haben, ist das Thema durchaus zeitgemäß.

II: Wissenschaftliche Voraussetzungen für kulturelle Entwicklung

Die Veränderungen in der Lage der Geisteswissenschaften im Laufe des letzten Jahrzehnts führen manche Geisteswissenschaftler zur Verzweiflung. Vor allem die Notwendigkeit stets zu sparen, wobei man von vornherein der Meinung war, dass es sowieso viel zu wenig Ressourcen, Planstellen, Räumlichkeiten usw. gab, trifft regelmäßig auf Unverständnis und Wut seitens der Humanisten. Das Beklagen und das Jammern sind fast zum Kennzeichen der frustrierten Geisteswissenschaftler geworden, da der Wert und Status ihrer Tätigkeiten in ihren eigenen Augen ausschließlich wirtschaftlich, d.h. aus einer externen, fremden Perspektive, eingeschätzt wird. Schlagworte wie „Autonomie“, „Effizienz“, „Vollrechtsfähigkeit“ usw., die eng mit ihrer kollektiven und individuellen Zukunft verbunden werden, klingen viel mehr wie Drohungen als Herausforderungen – von Vorteilen nicht zu

⁴ Christian Hantschk, Technik und Kunst. In: Wien um 1900 (siehe Fußnote 2). S. 85.

⁵ *Op. Cit.*, 84-5.

reden. Die Antwort darauf nimmt all zu oft die Form der Empörung an. Das ist verständlich, aber in der Tat nicht notwendig.

Um zu beweisen, dass eine kreative Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit möglich ist, wird ein Muster für die künftige Entwicklung der Forschung in den Geisteswissenschaften vorgestellt, das eine neue Art interdisziplinärer Forschungen um eine streng empirische Auffassung der Kulturgeschichte sich orientieren lässt. Dieses Modell ist, wie jedes Modell, nichts als eine ausgearbeitete Metapher: eine neue Arbeitsweise auf der Basis einer Übertragung aus dem Herkömmlichen⁶, aus der Erfahrung des Forschungsinstituts „Brenner-Archiv“ (FIBA) im Laufe der letzten 35 Jahre entstanden und ein frischer Ansatz zu den Problemen der Geisteswissenschaften heute. Als solches ist das Modell eine österreichische Lösung zu einem österreichischen Problem – oder einem Reich von österreichischen Problemen einschließlich Problemen im Archivwesen, Problemen der Kulturgeschichtsschreibung und Problemen bezüglich der künftigen Organisation und Finanzierung der Forschung in den Geisteswissenschaften. Bisher ist z. B. beinahe alles Spannende im Bereich der österreichischen Kulturgeschichte im Ausland entstanden. Hier muss man nur Namen wie Carl Schorske, William Johnston, Edward Timms, Kurt Krolop, Gotthart Wunberg, Steven Beller oder Michael Steinberg erwähnen. Das heißt nicht, dass es keine empirische Spitzenforschung in diesem Bereich in Österreich gibt, sondern, dass die Modelle für Erklärungen anderswo entwickelt werden. Es fehlt eine in der Empirie verwurzelte Hermeneutik.

Das Modell wird sicherlich nicht alle heutigen Probleme der Geisteswissenschaften auf einem Schlag lösen und es ist nur eine von mehreren Möglichkeiten. Aber, was für das Modell spricht ist im Wesentlichen durchaus geprüft und realisierbar, weil es eine verwandelte Form der Forschungspraxis des ältesten Forschungsinstituts Österreichs im Bereich der Geisteswissenschaften seit langem bildet.

Das Wesentliche, was die Kreativität betrifft, bezieht sich auf die Führung (Leadership). Wie kann die Wissenschaft eine führende Rolle in kultureller Entwicklung spielen? Die Antwort hängt mit der Rolle der kulturellen Führung als einer Vermittlung zwischen dem Herkömmlichen und dem Neuen zusammen. Auf der Basis der Kulturgeschichte wird solche Vermittlung ermöglicht. Daher ist ein neues Modell für die Kulturgeschichte ein wichtiger wissenschaftlicher Ansatz zur kulturellen Entwicklung. Ein Modell ist nichts als eine ausgefeilte Metapher. In der Wissenschaft ist die Modellbildung der Moment der Kreativität.⁷

Das Modell besteht aus drei Elemente, die systematisch und dynamisch mit einander verbunden sind: Die Aufbewahrung unseres kulturellen Erbes, die Forschung darüber und die öffentliche Präsentation der Forschungsergebnisse. Es verspricht eine Aufwertung der kulturellen Vergangenheit, eine neue Art Konzentration in der Forschung und eine effizientere Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel und eine damit koordinierte, fundierte Präsentation der Forschungsergebnisse in der Öffentlichkeit. Das Archiv, die Wissenschaft und die Organe der Öffentlichkeitsarbeit sind die einschlägigen Einrichtungen. Das Forschungsinstitut „Brenner-Archiv“ ist selbstverständlich ein Archiv und gleichzeitig ein Forschungsinstitut mit einem universitären Standort, aber das Institut betreibt auch ein Literaturhaus als Projekt im Auftrag des Landes Tirol. Also verkörpert FIBA die angesprochene Dreieinigkeit seit langem mit Erfolg und kann deswegen zum Vorbild für weitere Entwicklungen werden, wobei es von vornherein klar ist, dass man das Vorbild in anderen Fällen

⁶ Max Black, *Models and Archetypes*. In: *Models and Metaphors*, Ithaca, NY, 1964. S. 219-242.

⁷ *Loc. Cit.*

den Umständen der verschiedenen Einrichtungen entsprechend anpassen muß. Ziehen wir diese drei Elemente in Betracht: Die Kultur, die Wissenschaft und die Öffentlichkeitsarbeit.

Die Kultur, soweit sie für die Forschung relevant ist, besteht zum größten Teil aus nachgelassenen Dokumenten, die in Literaturarchiven aufbewahrt werden. Ein Literaturarchiv erschließt Nachlässe, d.h. es sammelt, ordnet und verwaltet Dokumente von Dichtern, Philosophen, Theologen, Musikern, usw. Nach der im Jahr 1993 veröffentlichten Studie von Gerhard Renner, *Nachlässe in den Bibliotheken und Museen in der Republik Österreich ausgenommen die Österreichische Nationalbibliothek und das Österreichische Theatermuseum*, gab es damals 2,399 Nachlässe, die sich über 218 Archive verteilten. In Vergleich zu Deutschland bedeutet das in den Augen Renners eine „außerordentliche Zersplitterung“ der Nachlässe in Österreich. Daher ist eine vernünftige Vernetzung äußerst wünschenswert. Wie kann man eine produktive Vernetzung schaffen? Das Modell liefert uns mit eine Antwort zu dieser Frage.

Ein Archiv versteht sich normalerweise als ein Depot für die Sicherstellung von Materialien. Die Archivalien werden für die Forschung geordnet. Mit dieser Verordnung beginnt die wissenschaftliche Erschließung der Dokumente. Solche Archivalien bekommen erst eine kulturelle Bedeutung durch die Forschung vor allem im Zusammenhang mit einer Edition und werden erst dadurch aufgewertet – auch in bezug auf materiellen Wert. Hier kommt die Rolle des Forschungsinstituts in Zusammenhang mit dem Archiv stark zum Vorschein. Eine Vernetzung im Rahmen des Forschungsinstituts kann eine neue Rolle für das Archivwesen in der Kultur überhaupt schaffen.

Die Wissenschaft ermöglicht eine echte Verwandlung der Archivalien, soweit sie aus Nachlässen Editionen herstellt. Eine wissenschaftliche Edition hat drei Aspekte: erstens die Erschließung des Texts, d.h. seine Transkription und Kollationierung, zweitens die Kommentierung des Textes und drittens eine angemessene ästhetische Gestaltung der Publikation, sei es in Buchform, als CD Rom oder im Internet, für die Öffentlichkeit. Die Erschließung des Texts nach den besten Standards der Philologie stellt seinen genauen Inhalt fest, der Kommentar nach den aktuellen Nachschlagewerken den immanenten Kontext.

Der Kommentar ist sozusagen die Wirbelsäule des Modells. Prof. Walter Methlagl von FIBA hat in Zusammenhang mit seinen Forschungen zu Franz Michael Felder⁸ und Ludwig von Ficker⁹ die Vorgangsweise der kritischen Edition bezüglich des historischen Kommentars zu allen im Literaturarchiv vorhandenen Dokumenten angepaßt, um den textimmanenten Kontext in solchen Dokumenten festzustellen und dadurch eine wissenschaftliche Edition von Briefen zu ermöglichen. Dieser im Text immanente Kontext bezieht sich auf die Identifikation aller im Text erwähnten „objektiven“ Angaben, Namen, Daten, Ortschaften, Ereignisse, Bücher usw. Verwandtschaften, berufliche und wirtschaftliche Beziehungen, die Erziehung von allen im Text erwähnten Personen, einschlägiger Sprachgebrauch und Belege für den Einfluß der erwähnten Figuren sollten auch erläutert werden. Aber ein solcher „Einzelstellen-Kommentar“ kann auch durch einen sogenannten Flächenkommentar in Form von längeren erläuternden Notizen oder sogar Mini Essays über

⁸ Walter Methlagl, Nachwort des Herausgebers, in: Franz Michael Felder-Rudolf Hildebrand, Briefwechsel 1866.1869, hrsg. Walter Methlagl, = Franz Michael Felder, Sämtliche Werke, Bd. 9, Bregenz, 1984. 371-397.

⁹ Walter Methlagl, Um dem Briefwechsel Ludwig von Fickers, in: „Ich and Dich. Edition, Rezeption und Kommentierung von Briefen, hrsg. Werner M. Bauer, Johannes John und Wolfgang Wiesmüller, Innsbruck, 2001. S. 217- 228.

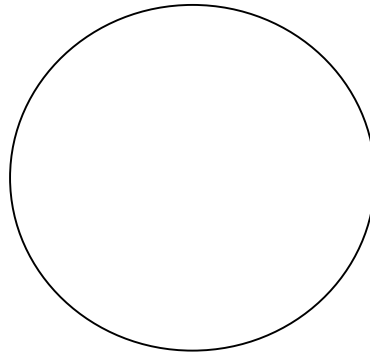
einschlägige Themen, wie beim Briefwechsel Hänsel-Wittgenstein, eine detaillierte Chronik und Register, sowohl der im Text erwähnten Lektüre als auch der erwähnten Namen einschließlich Kurzbiographien, ergänzt werden. Das Etablieren des immanenten Kontexts soll zur Neubewertung des Textes aus strengen empirischen Daten führen und zwar mit einem absoluten Minimum an Interpretation. Diese Methode läßt sich bei *allen* im Literaturarchiv vorhandenen Dokumenten anwenden.

Die Kunst des Kommentierens hat auch wesentlich mit der Ausbildung von Wissenschaftlern zu tun. Durch die Einübung in die Kunst des Kommentierens werden die Wissenschaftler immer genauer mit der Kulturgeschichte eines Zeitalters vertraut. Eine Hermeneutik liegt der Kunst des Kommentierens zugrunde, die eng mit einem Lernprozess seitens des Wissenschaftlers verbunden ist. Durch die Dokumentation der im Text vorhandenen Angaben wird man allmählich in die Kulturgeschichte eines Zeitalters eingeführt. Durch die Kommentierung wird der Text zunehmend besser verstanden, aber auch umgekehrt wird der Kontext durch das im Laufe des Kommentierens gewonnene Verständnis des Textes bereichert. Diese Hermeneutik führt von der Philologie in die Kulturgeschichte, soweit reiche Sammlungen von Daten, wie wir sie in einem erstklassigen Kommentar, verlangen eine Umsetzung in eine Monographie, die den im Text immanenten Kontext explizit erläutert.

Was die Wissenschaft betrifft, vermittelt die Öffentlichkeitsarbeit die Ergebnisse der Forschung einem Publikum und bezweckt gleichzeitig die öffentliche Anerkennung vergangener kultureller Leistung und gegenwärtiger wissenschaftlicher Leistung. Die Wissenschaft kann erst in Zusammenhang mit Öffentlichkeitsarbeit eine starke kulturelle Führungsfunktion übernehmen. Die Öffentlichkeitsarbeit präsentiert die Kultur der Öffentlichkeit und ermöglicht, die Aktualität der Forschung und ihre kulturelle Bedeutung durch Buchpräsentationen, Lesungen, Debatten, Symposien, Ausstellungen usw. anzuerkennen. Dadurch wird z.B. die Bedeutung der kulturellen Vergangenheit für aktuelle Fragen u.a. Fragen nach der kulturellen Identität, festgestellt. Die öffentliche Anerkennung der Ergebnisse der Wissenschaft soll wiederum das Auftreiben von Nachlässen, wofür es im normalen Fall kein Budget gibt, und im idealen Fall sogar weitere Drittmittel für die Finanzierung der Forschung ermöglichen. Ein Nachlaßbesitzer, der von einer schönen neuen Ausgabe eines bestimmten Autors beeindruckt wird, wird auch überlegen, ob es nicht wünschenswert ist, seinen Nachlaß gegen das Versprechen einer ähnlich schönen Ausgabe zu verschenken. Wenn eine solche Schenkung erfolgt, wird ein Kreislauf geschlossen. Auf diese Art hat sich in den Jahren zwischen 1989 und 2001 die Anzahl der Nachlässe im Brenner-Archiv um ein Drittel von 96 zu 145 vermehrt. Durch den guten Ruf des Instituts können Verträge über Drittmittelfinanzierung von Projekten entstehen. Das Projekt, die 222 Bände der Tagebücher Grete Gulbrandssons zu erschließen und einen bedeutenden Teil davon zu publizieren, ist z. B. in dieser Weise in Zusammenhang mit der Liechtensteiner Peter Kaiser Stiftung entstanden.

Außerdem betrifft die Öffentlichkeitsarbeit die Pflege von jungen Autoren, Teilnahme an Jurys und zahlreiche ähnliche Tätigkeiten in Zusammenhang mit der Vermittlung von Kultur, dessen Zweck es ist die Gesellschaft anhand wissenschaftlicher Kompetenz kulturell zu bereichern.

Kultur
Archiv



Wissenschaft
Forschungsinstitut

Öffentlichkeit
Literaturhaus

Durch neue Entwicklungen in der Technik entstehen faszinierende Entwicklungsmöglichkeiten für das Archiv, sowohl im Bereich der Forschung als auch für eine fundierte Öffentlichkeitsarbeit. Die Vernetzungsmöglichkeiten, die die Technik heute bietet, ermöglichen auch eine Verankerung des Archivs in der Forschung. Durch die neue Technik ist es möglich, sowohl aus jedem Archiv eine Forschungsstätte als auch eine Vernetzung im Archivwesen zu schaffen. Das bietet wiederum eine Antwort auf Gerhard Renners Bedauern über die „außerordentliche Zersplitterung“ im Nachlaßwesen Österreichs und ein neues Berufsbild für Archivare, das des „Literaturwissenschaftlichen Archivars“.

Eine selbstverständliche Tatsache bezüglich des Bestands, worüber man allzu wenig nachgedacht hat, gibt einen entscheidenden Anhaltspunkt hier: Die Dokumente, die in einem bestimmten Literaturarchiv aufbewahrt sind, sind absichtlich dort deponiert worden. Sie stehen mindestens indirekt und implizit miteinander in Verbindung, aber ihre Beziehungen zu einander sind nicht von vornherein ersichtlich. Erst durch das Kommentieren wird der immanente Kontext eines bestimmten Dokuments offensichtlich. Aber das ist nur der Anfang der Geschichte, weil die immanenten Kontexte in verschiedenen Dokumenten sich überlappen, d. h. nicht nur dass es sich überlappende Beziehungen gibt, sondern dass es sich überlappende Beziehungen von Beziehungen in einer beinahe endlosen Variation gibt. Eigentlich bahnt dieses Überlappen und die daraus zu bestimmende Beziehung zwischen den Dokumenten den Weg von der Philologie in die Kulturgeschichte: Wird dieser Weg systematisch begangen, so kann man Einleuchtendes zur kulturellen *Gemeinschaftshandlung* einer Epoche auf einer strengen empirischen Basis entwickeln.

Da dieser von Max Weber geprägte, für die Kulturgeschichte bedeutende, Begriff nicht geläufig ist, wird es nützlich sein, die Idee einer Gemeinschaftshandlung kurz zu erläutern. Eine Gemeinschaftshandlung bezieht sich auf die internen Beziehungen zwischen den Handlungen von Individuen innerhalb eines kulturellen Paradigmas *epistemes* oder eines Denkstils. Die österreichische Moderne wäre ein Beispiel. Hier muß man betonen, dass natürlich nicht alle Figuren auf der kulturellen Bühne eines Zeitalters irgendwie gleich gedacht haben, sondern sie haben sich mit dem gleichen Gedankengut auseinandergesetzt. Zur österreichischen Moderne in diesem Zusammenhang z. B. gehört die Kritik der Moderne. Die Rekonstruktion der Gemeinschaftshandlung bezweckt im Gegensatz zum Einzelfall eine Schilderung des kollektiven Umgangs mit diesem Gedankengut, und zwar anhand der in Dokumenten

vorhandenen „objektiven“ Angaben. Letzteres ist etwas Öffentliches, weil es an den Text und nicht an die Persönlichkeit gebunden ist, d. h. wer die Kulturgeschichte so betrachtet, wird sich mit dem im Text – Brief, Tagebuch usw. – widergespiegelten öffentlichen und nicht privaten Leben eines kulturschaffenden Menschen auseinandersetzen. Das setzt ein Ende für die Beschäftigung des Kulturhistorikers mit Themen wie z. B. Wittgensteins Sexualleben, die für die Entwicklung seiner Philosophie irrelevant sind.

Zwischen dem Denkstil und den Handlungen der dazu gehörenden Personen besteht eine Wechselwirkung: Die Bedeutung von Handlungen der Einzelnen können erst im Zusammenhang mit dem Denkstil richtig verstanden werden, während sich der Denkstil erst durch eine detaillierte Beschreibung der vielfältigen Beziehungen zwischen den Einzelfiguren feststellen läßt. Um mit Kant zu reden: was Kulturgeschichte betrifft, sind die Fakten ohne den einschlägigen Denkstil blind, während ein Denkstil ohne strenge empirische Basis dafür leer ist. Beide Probleme plagten die österreichische geschriebene Geistes- und Kulturgeschichte. Die Kommentierung dient sozusagen einem dekonstruktiven Zweck, der in Österreich eine besondere Bedeutung hat. Die streng empirische Natur des Vorgangs enthält eine bestimmte wissenschaftliche Disziplin. Sie verhindert einen blökenden ideologischen Umgang mit Kultur, der in der österreichischen Geistesgeschichte seit dem ersten Weltkrieg ein Problem war. Wenn man vorwiegend von mehrwertig deutbaren Fakten ausgeht, ist ein vorwiegend ideologischer Umgang mit der Geschichte wesentlich weniger wahrscheinlich.

Die Idee der Gemeinschaftshandlung hat weitreichende Folgen in der Hinsicht, wie wir die kollektive Bedeutung von kulturellen Entwicklungen definieren. Durch die systematische Kommentierung der verschiedenen Archivalien in einem Archiv wird die Synergie, die zwischen ihnen besteht, ersichtlich. Wenn man diese Synergie systematisch erläutert, wenn man die Details der im Kommentar impliziten Gemeinschaftshandlung hermeneutisch herausgearbeitet hat, hat man einen neuen, stringenten, empirischen Ansatz zur Kulturgeschichte, soweit man das gemeinsame Gedankengut einer Epoche ausarbeitet.

Aber bevor diese Geschichte allzu abstrakt wird, lassen wir ein Beispiel für die erwähnte Synergie aus Ludwig von Fickers Briefwechsel in Zusammenhang mit laufenden Projekten des Forschungsinstituts „Brenner-Archiv“ sprechen. Walter Methlagl schreibt:

Was zuerst wie ein Sammelsurium belangloser Details aussieht, etwa das Auftreten Alfred Kubins in Grete und Olaf Gulbranssons Münchner Domizil, dem „Kefernest“, zur selben Zeit, als über Kubin im *Brenner* geschrieben wurde, als zwischen Herzmanovsky-Orlando und Kubin in deren Briefwechsel Otto Weininger zum Thema wurde, jenem Herzmanovsky-Orlando, der bald darauf als „Fra Archibald“ dem Neutempler-Orden des Jörg Lanz von Liebenfels beitreten sollte, jenes Lanz von Liebenfels, der etwa um die selbe Zeit im *Brenner* einen Aufsatz über den „arischen“ Juden Karl Kraus veröffentlichte, das erweist sich bei näherer Beschreibung als eine Konstellation vielseitig deutbarer, mit anderen Details korrespondierender Informationspartikel. Zwischen den Nachkommen Ignaz Vinzenz Zingerles und dem in München lebenden Hans Kestranek, einem engen Freund des *Brenner* Autors Theodor Haecker, gab es auf dem Sommer-Wohnsitz der Zingerles in Guifidaun bei Klausen einen engen Kontakt. Derselbe Hans Kestranek, dessen Vater leitender Angestellter der von Wittgensteins Vater betriebenen „Vereinigten Böhmisches Eisen- und Stahlwerke“ gewesen war, hat 1927 die wohl erste genauere Analyse von Ludwig Wittgensteins *Tractatus*

Logico-Philosophicus abgefaßt. Für die weitere Wittgenstein Rezeption ist relevant, dass die durch Ludwig Hänsel und Ludwig von Ficker im *Brenner* grundlegende „dialogische“ Sichtweise auf den *Tractatus* in der von Wolfgang Stegmüller gemeinsam mit Rudolf Carnap von München aus begründeten „analytischen“ Sichtweise ihre genaueste diametrale Entgegensetzung hat, was unbedingt als Form des gemeinschaftlichen kulturellen Handelns zu interpretieren ist.¹⁰

Ein Kontext ist vorhanden, aber er muß herausgearbeitet werden. Von besonderer Bedeutung hier ist, dass solche diametralen Gegensätze zum Paradigma gehören. Man könnte hier aus älteren „reiferen“ Forschungsprojekten, dem Ficker-Briefwechsel, der Innsbrucker-Trakl-Ausgabe und den Wittgenstein Projekten des FIBA auf weitere Beispiele von Gemeinschaftshandlungen zurückgreifen, die erst nach längerer Beschäftigung mit historischen Details zutage treten. Kurz und gut, es gibt keinen Grund zu vermuten, dass ein Forschungsprojekt unbedeutend sei lediglich weil es abgeschlossen ist. Im Rahmen eines geisteswissenschaftlichen Forschungsinstituts sind Forschungsergebnisse immer zu verwerten. Man hat sich noch nicht mit dem Problem der Zusammenführung von derartigen Forschungsergebnissen, die die unentbehrliche Grundlage einer empirischen fundierten Kulturgeschichte sind, auseinandergesetzt.

Walter Methlagl hat wiederum die Bedeutung der Beziehung zwischen Wittgenstein und Trakl anhand ihrer respektiven Rollen in der um Karl Kraus sich gestaltenden „kritischen Moderne“ erläutert, die über die paar Zeilen, die sie zu und über einander geschrieben haben, reicht und gleichzeitig gezeigt, wie unser Ansatz in bezug auf Wittgensteins Verhältnis zur österreichischen kritischen Moderne in Wittgenstein's Vienna der richtige war, wenn uns auch 1970 eine Menge von Details, die jetzt aus wissenschaftlich kommentierten Briefausgaben ersichtlich sind, gefehlt haben.

Solche Zusammenhänge müssen systematisch und aufgrund einer Hermeneutik, d.h. in bezug auf die Frage nach der Bedeutung der Einzeltatsachen in ihrem Zusammenhang, erläutert werden. Man muß im Kommentar die Frage nach der Bedeutung der Fakten stellen.

Wesentlich ist, dass die kulturelle Überlieferung in einem Archiv – und überhaupt – tatsächlich *unteilbar* ist und dass die Informationstechnologie uns die zureichenden Mittel für die Erfassung von solchen komplexen vergangenen Vernetzungen liefert. Durch die elektronische Erfassung von Nachlässen ist es möglich die Querverbindungen zwischen Forschungsprojekten sowohl über große Distanzen als auch im gleichen Institut zu etablieren und zu erforschen. Das gleiche gilt für interdisziplinäre Zusammenarbeit. Wir stehen erst am Beginn der Anwendung dieses Forschungsansatzes. Aber er ist sicherlich ein Weg in die Zukunft, weil man auf diese Weise endlos ins Erzählen geraten kann und Konnexen nach allen Richtungen herstellen kann. Künftige Briefeditionen nach diesem Muster werden viel mehr zu Beiträgen bei der Rekonstruktion eines vergangenen kulturellen Paradigmas als zu Huldigungen an den Ortsheiligen, was sie bis dato in der Regel gewesen sind. Kurz und gut: Es wird sich der Gegenstand der Kulturgeschichte ändern, und zwar vom Einzelmenschen zur Gruppe. Gleichzeitig wird die Forschung darüber nicht mehr von Individuen, sondern von Teams betrieben. Kurzum: Wir stehen vor einer Revolution in der Kulturgeschichtsschreibung.

¹⁰ *Loc. Cit.*, 224f.

Ein solcher Ansatz zur kulturhistorischen Forschung, der im Sinne von Clifford Geertz systematisch „dichte Beschreibungen“ von Gemeinschaftshandlungen herstellt, ist heute bloße Zukunftsmusik. Aber das FIBA setzt die ersten Schritte in Richtung kollektiver Forschung auch noch in einem ganz anderen Zusammenhang. Als Beispiel dafür, wie eine solche Zusammenarbeit funktionieren kann, nehme ich das Projekt „Wittgenstein: Correspondence and Philosophical Papers“, wofür die FIBA-Mitarbeiterin Dr. Monika Seekircher heuer vom FWF eine Herta-Firnberg-Stelle bekommen hat. Ziel des Projekts ist es, Wittgensteins gesamten Briefwechsel digital zu erfassen und zusammen mit seinem philosophischen Nachlaß, der bereits vom Wittgenstein-Archiv in Bergen elektronisch publiziert wurde, zu kommentieren.¹¹ Obwohl dieses Projekt nicht dem bisher erläuterten Muster – die Koordination durch Sprungverknüpfungen von zwei bestehenden Kommentaren – entspricht, das Ziel des Projekts ist wesentlich dasselbe: Die Verbindung von zwei Großprojekten durch die Einführung eines historischen Kommentars von einer großen elektronischen Edition in eine andere, wo es bisher keinen Kommentar gab. Gelingt das Projekt, bedeutet das eine Zusammenführung der verschiedenen Teile des Wittgenstein-Nachlasses – des philosophischen und des persönlichen Teils einschließlich der bisher kaum erforschten 4000 Graphiken. Damit werden Wittgensteins philosophisches Oeuvre und seine Privatpapiere als Teile eines nahtlosen Ganzen zugänglich. Um die angestrebte Einheit des philosophischen und des persönlichen Teils des Nachlasses zu erreichen, muß man einen historisch-biographischen Kommentar in den philosophischen Nachlaß einführen. Das bedeutet, dass man nach dem erfolgreichen Abschluß des Projekts endlich Zugang zu den philosophischen Schriften anhand des kulturellen Zusammenhangs haben kann. Um das zu ermöglichen, wird ein elektronisches Werkzeug, ein „Wittgenstein cockpit“, bestehend aus einer laufenden Biographie, einer laufenden Chronik, einem laufenden Begriffswörterbuch mit Sprungverknüpfungen in die philosophischen Schriften usw. für die Orientierung des Benützers zur Verfügung stehen. Das Ergebnis dieses Projekts wird sicherlich alle Elemente des Nachlasses in jeder Hinsicht aufwerten.

Die in Arbeit befindliche Gesamtausgabe von Wittgensteins Korrespondenz zielt hingegen genau auf der Feststellung des immanenten Kontexts anhand eines solchen historisch-biographischen Kommentars ab, der schon erwähnt wurde. Das Aneinanderfügen der zwei Editionen durch den Kommentar wird beide aufwerten und völlig neue Möglichkeiten der Wittgenstein-Forschung für eine Annäherung an die philosophischen Werke *über* den kulturellen Kontext eröffnen, ohne von einem verzerrenden interpretativen Standpunkt auszugehen. Die BenutzerInnen der elektronischen Ausgabe können ihre eigene Interpretation anhand der Gesamtausgabe entwickeln.

Entwicklungen in der Technik, Programme wie das Suchprogramm „Folio Views“ – und jetzt XML – bieten solche Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten öffnen die Tür zu einer ganz neuen Art der Forschung. Anstatt rein fakultative Forschung zu treiben, wird es möglich, *programmatisch* zu forschen. Was tatsächlich hier entsteht – und es ist schwer, die Bedeutung dieses Punktes zu übertreiben – ist eine neue kollektive Art, die Forschung zu organisieren und zu lenken, die dadurch etwas vom Charakter der Team-Forschung in den Naturwissenschaften bekommt. Man könnte zum ersten Mal Forschungsprojekte systematisch aneinander und intern anketten, um große

¹¹ Monika Seekircher & Anton Unterkircher, Wittgensteins Gesamtbriefwechsel und einige editorische Überlegungen, Mitteilungen aus dem Brenner Archiv Nr 19. (2000), S. 60-71.

Brocken der Kulturgeschichte, jetzt als die Geschichte einer kollektiven Handlung und nicht lediglich der Handlung von Einzelfiguren, genau zu erläutern.

Solche Großprojekte sind attraktiver sowohl für die Geldgeber als auch für die Universität, weil sie gleichzeitig das wissenschaftliche Potential der Universität stärker konzentrieren und die Finanzierung gezielter ermöglichen. Darüber hinaus, ist es, wenn solche Großprojekte fertig sind, sowohl für Sponsoren als auch für Wissenschaftler möglich, sich darüber im besten Sinn zu profilieren.

Das Modell ermöglicht genau das. Solche elektronisch basierten Projekte können auch neue finanzielle Möglichkeiten eröffnen. Ein solches Großprojekt ist interessant für einen elektronischen Verleger, wenn er relativ früh einsteigen kann. Elektronische Publikation im Gegensatz zur Publikation in Buchform erlaubt die Veröffentlichung von Bestandteilen, sagen wir, eines Gesamtbriefwechsels, ohne dass solche Bestandteile selber vollständig sein müssen. Im Gegensatz z. B. zum Buch, das sich nur schwer und ungünstig ergänzen läßt, kann die elektronische Publikation leicht und effizient ein update bekommen. Daher sagen elektronische Verleger wie IntelLex, der Verleger-Partner des Bergenser Wittgenstein Archivs und des Brenner-Archivs auch, dass sie *Projekte* und nicht bloß *Produkte* kaufen bzw. verkaufen. Wir finden auch hier eine bestimmte Synergie zwischen Wissenschaft, Technik und Markt, die in der Zukunft zunehmend wichtig werden kann und auszunützen ist.

Gehen wir zurück zu unserem Modell mit seinen drei Elementen: Kultur, Wissenschaft, Öffentlichkeit und fassen wir die Vorteile für alle Beteiligten zusammen. Fangen wir mit den Vorteilen für die Wissenschaft an. In diesem Modell, das, wie gesagt, zum größten Teil der jetzigen Praxis des FIBA entspricht, wird die Wissenschaft einigermaßen zum Motor der Gesellschaft und der Kultur. Auf jeden Fall bringt es eine neue, wichtige Gesellschaftsbezogenheit mit, die erfrischend wirken kann. Durch die Herstellung von wissenschaftlichen Groß-Editionen werden bestehende Nachlässe miteinander verbunden und dadurch aufgewertet. Durch die Kommentierung in elektronischer Form und die dadurch entstehenden Möglichkeiten für die Erfassung von impliziten Netzwerken des kulturellen Gemeinschaftshandelns wird eine neue Auffassung von Kulturgeschichte in Erscheinung treten und zwar auf einer regionalen, nationalen und internationalen Ebene. Das Modell erlaubt, verlangt sogar neue Formen der interdisziplinären Zusammenarbeit in Form einer programmatischen Erforschung von Gemeinschaftshandlungen einer Epoche, d.h. koordinierte kollektive Forschung in den überpersonalen kulturellen Geschehens- und Handlungsformen, d.h. was Wittgenstein „Lebensformen“ nennt. Die starke empirische Basis dieser Forschung ist ein Schutz gegen ideologische Verzerrungen, seien sie politisch oder kulturpolitisch. Die Öffentlichkeit bekommt einen neuen Blick auf das kulturelle Erbe durch eine fundierte, gut präsentierte Ausgabe von historischen Quellen.

Für das Archivwesen kann dieser Ansatz 1) eine Aufwertung der Archivalien und infolgedessen der kulturellen Vergangenheit bedeuten und 2) zum Zuwachs durch weitere Schenkungen führen und 3) eine belebende Beziehung zur Universität und Forschung bewirken. Durch die damit verbundene Öffentlichkeitsarbeit werden bisher begrabene Teile des kulturellen Erbes ein noch breiteres Publikum als bisher erreichen. Kurzum, ein Archiv wird wesentlich mehr als ein bloßes Depot für eine tote Vergangenheit, wie die Mehrzahl der Archive es heute ist. Dadurch wird der Beruf des Archivars gleichzeitig aufgewertet: Vom bloßen Verwalter von Dokumenten wird der Archivar zum Literaturwissenschaftler bzw. Kulturhistoriker.

Für die Gesellschaft, die Politik und die Wirtschaft bedeutet die hier geschilderte Entwicklung einen effizienteren Umgang mit unseren kulturellen Schätzen als bisher. Das Vernachlässigte wird neu entdeckt. Gelder für die Finanzierung von kulturhistorischen Erscheinungen können konzentrierter ausgegeben werden und zwar mit der Möglichkeit, dass durch attraktive Vorstellungen in der Öffentlichkeit neue Drittmittelquellen angezapft werden können. Die Möglichkeit, sich anhand eines solchen Großprojekts zu profilieren, kann stiftende Tätigkeiten seitens der Unternehmungen anregen, die für die Forschung bisher kein Interesse gezeigt haben, weil sie viel zu klein oder zu esoterisch waren. Durch solche Großprojekte könnte die Wissenschaft eine mitgestaltende Rolle für die Wiederbelebung der Kultur spielen und dabei mindestens teilweise sich selbst finanzieren. Kurzum bietet das Modell unserer Vergangenheit eine spannende Zukunft.